

Kornelia Hauser

HELDENPLATZ - 23 JAHRE NACH DER URAUFFÜHRUNG

Tiroler Landestheater in der Inszenierung von Klaus Rohrmoser

2. Okt. bis 12. Dez. 2010

Am 19. September 2010 feierte das Landestheater den Matineen-Marathon, der eine großartige Einrichtung ist, weil er die Schwelle zum Theater, zur Oper und zum Ballett für die Unkundigen gering hält und zeigt, dass diese Kulturinstitution den Bürgerinnen und Bürgern gehören *könnte* wenn sie ihre Sinne auffüllen und ihre Begreifenskräfte mitmachen lassen. Im Rahmen dieser Veranstaltung stellte Klaus Rohrmoser mit seinem Ensemble und der Dramaturgin Romana Lautner seine Inszenierung vom „Heldenplatz“ von Thomas Bernhard vor. Vor vollem Haus erklärte er, dass er die Stärke des Stückes darin sehe, dass die „jüdische Rasse“ im Stück nicht „nur als Opfer“ vorkäme und dass sich einerseits kaum etwas in Österreich seither (seit 1988) getan aber doch *etwas* – das nicht benannt wurde - verändert habe. Als die unsägliche Wortkombination „jüdische Rasse“ fiel, blieb es still; der unterstellte Stillstand in Österreich hingegen wurde einverständlich belacht. Die Einklängigkeit bezogen auf die Entwicklungslosigkeit im eigenen Land, die Art von Gemütlichkeit mit der hingenommen wird, dass im Land Ständisches und Faschistisches weiterhin unpolitisch als „Tradition und Brauchtum“ erhalten werden ist für eine Ausländerin kompliziert und letztlich nicht nachzuvollziehen.

Erst beim nochmaligen Lesen des Heldenplatzes fiel mir auf, dass die Reaktion von Bernhard auf die Verfasstheit seines Landes nicht ganz anders ist als die des Publikums: Der eine spricht elaboriert und umkreist sein Thema mehrfältig, lässt seine Figuren auf der Bühne machtvoll dozieren und es wird deutlich, dass da einer hasst und Verachtung empfindet. Das Publikum nickt 2010 und „wusste es eh schon“. DAS ist der Unterschied zwischen 1988 und 2010.

Im Oktober 1988 las sich das so: „Waldheim: Bernhard-Stück ‚Heldenplatz‘ eine Beleidigung des österreichischen Volkes“ (Kurier); „Steuerzahler soll für Österreich-Besudelung auch noch bezahlen.“ (Kronenzeitung.) Bruno Kreisky: „Das darf man sich nicht gefallen lassen“. Der Standard empfahl den

BesucherInnen, die Bühne zu besetzen.¹ Das Verwunderliche an diesen Aufschreien war, dass der Schlag noch gar nicht gesetzt war. Die Uraufführung war erst am 4. November 1988. Peymann hatte dafür gesorgt, dass das Stück unveröffentlicht und unbekannt blieb; nur kurze Zitate waren vorher im Profil zu lesen gewesen.

Nachdem Politiker, Medien und Kommentatoren, die Künstlerinnen und Künstler sich öffentlich zu etwas geäußert hatten, das nur als Vermutung als Vorurteil und als Abwesenheit von positivem Wissen existierte applaudierte zu besagten Burgtheatertermin das Publikum 45 Minuten lang und begeisterte sich. „Der 4. November war der wunderschönste Tag im Leben des Burgtheaterdirektors Claus Peymann“².

Dieses Durcheinander von Staat und Feuilleton, von Politik und Kultur, die Ununterscheidbarkeit wer mit welchem Stimmengewicht spricht – und für wen – aber auch die Abwesenheit einer ernsthaften *kulturellen* Debatte um *politische* Aussagen (nach der Uraufführung, also kenntnisreich) ist ein Kennzeichen der österreichischen Demokratie, die noch kaum zivilgesellschaftliche Züge trägt und immer noch in „Oben“ und „Unten“ eingeteilt ist.

Das Stück selbst ist eine Auftragsarbeit und auf zwei Zeitpunkte zugeschrieben: den bekannteren 15. März 1938 als Hitler unter Begeisterungstürmen der WienerInnen auf dem Heldenplatz den „Anschluss“ Österreichs an Deutschland verkündet und das 100jährige Bestehen des Burgtheaters.

Es spielt tatsächlich im Jahr 1988 und ist auf das Begräbnis von Prof. Josef Schuster fokussiert, der aus seiner Wohnung am Heldenplatz sich freiwillig zu Tode stürzte. Sein Bruder, die Töchter, seine Frau, ein Kollege, Herta das Hausmädchen und Frau Zittel, das Zentrum von allem, die Wirtschafterin des Toten entfalten in Monologen und wenigen Dialogen die „geistig-moralische“ Situation Österreichs.

Schuster wurde aus Österreich verjagt und lehrte in Oxford, kehrte nach dem Krieg zurück und wollte wieder zurück nach England. Seine Frau wird langsam verrückt, weil sie in der Wohnung das Schreien von 1938 immer weiter hört und diesem Zugriff der Vergangenheit sich nicht entziehen kann.

¹ Alle Informationen aus: Roland Koberg: *Aller Tage Abenteuer*. Claus Peymann. Biografie. Henschel Verlag, Berlin 1999. S. 297 ff.

² ebd., S. 265

In der Inszenierung von Klaus Rohrmoser tritt das 1988 schon nicht mehr vorhandene (Bildungs)Bürgertum in Verkleidungen auf, die aus den 30er oder 40er Jahren kommen: Die Anzüge und Schürzen, die Hauben und der Trippelgang von Frau Zittel (der eine Comicfigur von Lorient anzeigt, jener Hausfrau, die in der Küche hin und hergeht und mit ihrem Mann über ein fünf Minuten Ei sinniert) erinnern mehr an das 19. Jahrhundert, an das sich im ersten guten Drittel des 20. Jahrhunderts noch bürgerlich erinnert wird, ohne es leben zu können, denn an ein 1988, das durch Studierendenbewegung, die Einrichtung von sozialen Bewegungen und neuartigen sozialen Kämpfen, noch durch zwei wissenschaftliche Revolutionen der Produktivkraftentwicklung gegangen ist. Still-Stand, eine Art Festgefroren-Sein in der eigenen Geschichte wird sichtbar; ein Bürgertum, das wirklich zurück geblieben ist.

Da die sozialen Anordnungen unglaublich sind: Schwestern, die sich gegenseitig etwas vortragen, von dem nicht geglaubt werden kann, dass sie es erst JETZT tun, Robert Schuster, der wiederholend Meinungen von sich gibt, von denen wir glauben müssen, dass die Schwestern und alle anderen sie bereits hundert Mal hörten, soll UNS etwas gesagt werden.

Dieser Still-Stand wird als Nicht-Zurkennnisnahme der Geschichte vorgeführt: die hasserfüllten abstrakten Negationen, die Robert Schuster gegen das Land rasen lässt, bleiben in der Logik derer, die er hasst. Das Wort „Nestbeschmutzung“ trifft es gut, denn das Land wird abgebildet wie eine (verdorbene) Gemeinschaft, nicht Gesellschaft, die sich in den Klauen von Klerus und Politik befindet. Das „Schlimme“ wird noch unerträglicher gemacht, so dass der Schmutz der anderen vom eigenen nicht mehr unterschieden werden kann. Die sich wiederholende Botschaft lautet: es geht immer so weiter wie es war – ohne Erkenntnisfortschritt wird sie durch das Stück geschickt. Es war immer so, dass alle Untertanen waren, die Kirche hat ALLE im Griff und die Politik hat ALLE im Griff, es gibt keine Unterschiede, Untertanen sind alle. Dahinter, darunter wird das Eigentliche sichtbar: Geschichte machen die anderen, Geschichte zu machen ist unmöglich. Alle werden geführt und die Führer waren und sind schlecht und immer dieselben. Währenddessen wird das Führen-Geführtwerden innerhalb der Familie an den Frauen wiederholt: Frau Zittel erfährt Führung durch den toten Professor; Frauen werden an den Rand von Bedeutung „immer schon in der Familie Schuster“ geführt.

In den Hasstiraden wiederholt sich das, was angeklagt wird bei den Anderen: Aufklärung, Veränderung, ja bloß das Aufsteigen zur konkreten Negation, zur Kritik ist unmöglich. Geschichte als Laufrad, in dem Verzweiflung erzeugt wird, die über die Kritik, dass es ein Laufrad ist nicht hinauskommt. Fügsamkeit und (negative) Illusion, Enttäuschung und Feindseligkeit verfilzen sich miteinander. Der grosse alles umfassende Hass frisst die kleine Aktivität, zersetzt sie als Möglichkeit, zwingt die „kleine Tat“ zu verneinen als vorausseilende Vergeblichkeitsbewegung: Die zu bauende Strasse in Neuhaus – wo Robert Schuster lebt - muss nicht verhindert werden, da nichts verhindert wird, wenn sie verhindert wird.

Robert Musil schrieb für die Jahre 1913/1914 im Habsburger Reich: von einem „Atmosphärisch verteilten, zwischen allen Geschöpfen schwingenden Hass“³. Dieser Hass kann auch als eine Art Regierungsform gelesen werden, indem die verschiedenen ethnischen Gruppen durch ihn in ein Gegeneinander und so zu einem regierfähigen Zueinander gebracht wurden. Robert Schuster wiederholt diese anordnende Sichtweise: Nationalsozialisten und Katholiken im gegeneinander als auch zusammen sind Feinde, ohne dass diese besondere Spielart des Nationalsozialismus als *katholischer* erkennbar würde.

In der Sprache der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts, selbst ohne Veränderung, sich gegen Veränderung wehrend, wird das Kleinbürgertum vorgeführt, das aus dem Bildungsbürgertum wurde, das sich noch an das symbolische Werkzeug heftet; eine Sprache, die kraftlos und dem Begreifen abträglich die Wirklichkeit abtastet und nichts erkennen kann, was es nicht schon kannte.

Die bloß Er-leidenden von Geschichte sind die Frauenfiguren, die an die große Geschichte ausgeliefert sind wie an die Personen, die sie ernähren und behausen. Unfreiwillig können sie keine Geschichte machen und müssen sie wiederholen als Krankheit (die Ehefrau Hedwig Schuster).

Das gute Leben, das durch etwas (hier: Faschismus) beschädigt, verunmöglicht wurde scheint nicht auf oder bleibt auf dem Niveau von gutem Kaffee. Unter oder in den hassenden Tiraden liegt kein erkennbarer utopischer Ort von dem gesprochen würde. Auch kein Vorher – Nachher, sondern ein Immer-Schon.

Es bleibt völlig unklar, aus welcher Liebe dieser Hass entsprang und für welchen anderen Zustand so gehasst wird. Der Hass ist Selbstzweck und das ist das eigentlich Zersetzende im Stück.

³ Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbek b. Hamburg 1978, S. 513

Vielleicht müsste am Ende das Brechtgedicht „An die Nachgeborenen“ vor dem Vorhang gesprochen werden. „Und wir, die wir freundlich sein wollten konnten doch nicht freundlich sein“. Damit ein UNTERSCHIED gemacht wird, den das Publikum nachvollziehen kann.

Das Publikum in Innsbruck lachte an den deutlichen Stellen der Beschimpfung und lachte wenn über andere Städte (Wien, Graz), Bundesländer „Schlechtes“ gesagt wurde und freute sich, davongekommen zu sein.

So dass es wiederholt, was Bernhard sagt: sie ducken sich weg und erkennen nichts Neues⁴.

⁴ Das Programmheft – das redaktionell von Romana Lautner verantwortet wird – sei sehr empfohlen; es ist informativ und hebt die Bedingungen und Voraussetzungen für den „Anschluss“ in ihren tiroler Besonderheiten hervor. Der vorausseilende Gehorsam, die vorausseilende Unterwerfung hatten hier schon eher stattgefunden.